

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot

Band: 161 (1888)

Artikel: Margrit

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-657173>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Margrit.



Die Margrit saß am offenen Fenster und hatte das Haupt auf die Hand gestützt. Frühlingsluft und Sonnenschein durchdrangen das bescheidene, saubere Stübchen. Es war still hier. Nur von ferne tönte von der nahen Stadt her die Sonntagnachmittagsglocke und aus den blühenden Fliederbüschchen jubelte zuweilen ein Buchfink seinen schmetternden Gruß in die schöne Frühlingswelt. Unten auf der Straße der Vorstadt war es still geworden. Alles, was gehen konnte und sich des Lebens freuen durfte, war ausgeslogen aus den engen Arbeiterhäusern. Margrit hatte sie alle vorbeigehen sehen, mit unternehmenden Schritten die jungen Leute, dann den Arbeiterverein in Reihe und Glied, an der Spitze die Handharmonika, mit einem Glöcklein, das gar hell und freundlich den schnurrenden Bass und die kühne Melodie begleitete. Und dann die Familien mit Kind und Regel, die Kleinsten im Kinderwagen mit prächtig zinnoberrothen dicken Röcken und warmen wollenen Kappen, daß in der Mittagshitze die Schweißtropfen herunterrollten, und eine Säublume in der Hand, der Sohn mit einer endlos langen Weidenrute bewaffnet, die zuoberst noch zwei Blättlein hat. Die Mamma zieht den Wagen und der Papa stoßt ihn, aber er ist immer im Umg'reis, wie er den Wagen stoßen, den Spazierstock halten und die Sonntagscigarre

deutscher Façon (3 Stück für 10 Cts.) handhaben soll. Dann wieder junge, lebensfrohe Mägdelein, schäckernd und lachend, Arm in Arm in langer Reihe die ganze Straßenbreite einnehmend.

Margrit hat dem Allem zugeschaut. Kümmert sich Niemand von den frohen Leuten um die arme Margrit in ihrem einsamen Stübchen droben? Ruft sie der Frühling, die Sommerwärme nicht mehr in Gottes schöne Natur hinaus? Soll sie sich nicht mehr freuen dürfen mit den Fröhlichen? Ihr Auge schaut hinaus an den weiten, blauen Himmel; sie horcht dem verklgenden Glockengeläute; das tönt ihr wie ein Ruf zur öbern Heimat. Die weißen Blüthen dort im Nachbargärtchen soll man ihr auf's Todtenbett legen, und ein duftender Fliederbaum, der sollte auf ihrem Grabe stehen in der Kirchhofecke, und darin sollten die Vögel singen an manchem stillen Frühlingstag. Aber vorher, vorher möchte sie ihren Gottfried noch einmal sehen.

Da wird ihr Auge hell . . . sie sinnt zurück in ihrer Einsamkeit und manches schöne Bild aus der Jugend und manches tiefe Leid zieht an ihr vorüber.

Als ihr Gottfried die Lehrzeit beim Schreiner vollendet hatte, schnürte er sein Bündel und zog als Gesell hinaus in die Fremde. Ob er wohl an Gritli dachte? Es war eben erst der Schule entwachsen, ein munteres, lustiges Ding, und Gottfried, der ein paar Jahr älter und noch sein Schul- und Spielpfamerad gewesen war, wußte vielleicht nicht, daß das lebensfrohe Mädchen ein Auge auf ihn geworfen hatte. Aber am Morgen früh, da Gottfried reisen sollte, da hatte sich Gritli versteckt hinter dem Fliederbusch im Gärtlein an der Straße und schaute mit klopfendem Herzen die Straße hinauf, die er kommen sollte. Jetzt kommt er daher mit lustigem Schritt und hinter dem Busch klopft lauter und lauter das Herzlein, als ob es zerspringen sollte. Sieh doch, sieh, Gritli, er schaut hinauf zu deinem Fensterlein, als wollt' er im Stillen dir noch ein Lebewohl sagen, und meint, du sieiest noch in süßem Morgenschlummer. Jetzt will es ihm rufen, die Hand ihm entgegenstrecken zum Abschiedsgruß; aber der Gruß bleibt stecken und die Hand bleibt hängen und das Blut dringt in die Wangen, da er so nah,



ganz nah vorüberging, ach, auf wie lange!
Und was konnte ihm zustoßen in der Fremde;
dachte er an sie mit einem Gedanken nur?
Konnte sie das verlangen von ihm?

Ja, er kam wieder, Gottfried; nach 3 Jahren kam er wieder als flotter Geselle. Er war weit umhergekommen und konnte sich als Meister etablieren; er hatte Tüchtiges gelernt und hatte sich gut gemacht. Und er kam zu Gritli; er hatte seine Jugendfreundin nicht vergessen. Ihr Bild hatte ihn begleitet. Auch in ihm war für Gritli eine stille Liebe, die er ihr nie geoffenbart hatte. Er hatte es nicht gewagt, sie waren noch nicht so weit gekommen, aber er trug sie im Herzen mit in die Fremde, und wie er sich der Heimat wieder näherte, da nahm sein Gritli mehr als je sein ganzes Herz ein und es nahm ihn Wunder, wie sie jetzt wäre, und eine Angst übernahm ihn, sie sei vielleicht fort oder versprochen. Als er daheim seine Eltern begrüßt, da hielt es ihn nicht, und am selben Abend noch ging er dort zum kleinen Gärtlein und fand sein Gritli viel schöner noch, als er es sich gedacht. Und Gritli durfte hören, daß er es liebte und alle drei Jahre in der Fremde im Stillen geliebt hatte.

Der einsamen Margrit am Fenster leuchten die Augen. Der heitere Frühling des Lebens wirft seinen Glanz über eine traurige Seele. Sie denkt all der Worte, die sie mit Gottfried gewechselt; sie gedenkt der wonnigen Zeit, da Herz und Seele sich ihm erschlossen. Und ihr war, als müßte sie sich hinausbeugen zum Fenster, hinauszuschauen die Straße, ob er nicht doch wieder komme, ihr Gottfried.

Ach, es war so traurig gegangen. Vielleicht hätte sie nicht so handeln sollen. Vielleicht war sie schuld, daß Gottfried wieder in die Fremde gegangen ist. Und wenn sie schuld war, wie schwer müßte sie büßen! Margrit dachte nach, ob sie wirklich schuld war, und ließ Alles, was sie damals erlebt, nochmals an sich vorübergehen.

Mein Vater, so wiederholte sie jetzt ihre Erinnerungen, war damals Angestellter am Güterbahnhof. Er war ein solider und fleißiger Mann, ein treuer Gatte und Vater. Kam er Abends heim von der Arbeit, so sprangen die vier Geschwister ihm entgegen und die Mutter, die das Abendessen bereitete, empfing ihn doch wenigstens bei der Haustür. Da gab's einen herzlichen Kuß, dann setzte man sich vergnügt zum Abendbrot, und die Abendstunden des Sommers auf dem Bank vor dem Hause und Winters bei der Lampe um den Tisch herum bleiben in milde leuchtendem Sternenglanz am Himmel meiner Jugendzeit. Und einmal, wie's am Bernachten war, tragen Männer etwas herbei auf einer Bahre, mit Tüchern verdeckt, umgeben von Neugierigen, und ihre Gesichter sind so ängstlich und so traurig. Sie stellen die Bahre ab, ein wenig abseits des Hauses, und einer der Arbeiter geht gegen die Haustür zu, um der Mutter etwas zu sagen; aber sie ist schon angstgetrieben zur Bahre hingesprungen und hat sich darauf geworfen und hat trotz allem Wehren der Träger das Tuch herabgerissen und den schauerlich entstellten Leichnam des Vaters gesehen. Er war überfahren worden.

Ich vergesse es nie, wie die Mutter an diesem Abend und noch lange nachher aussah. Keine Thräne, keine Klage. Eine unbewegliche Miene und ein sturer Blick, als wäre alles Leben daraus entchwunden. Sie verrichtete alle ihre Tagesgeschäfte, lehnte den bereitwilligen Nachbarinnen alle Hülfe ab, ordnete Alles, was zur



Beerdigung nöthig war, scheinbar ruhig, kalt und gefühllos. Uns Kindern war dabei angst und bange und wir fühlten es wohl, daß die Mutter sollte weinen können.

So ging Alles seinen Gang in Ordnung, aber ohne inneres Leben, bis einmal die Mutter Mittags sich ablegte. Ach, ich meinte, sie müsse mir sterben. Eine heftige Lungenentzündung führte sie bis an den Rand des Grabs und ich blieb Tag und Nacht an ihrem Bette und hörte ihre lauten, wachen Träume und hörte sie reden zu dem armen Vater, und mir war nicht anders, als sie müßte auch von uns Kindern scheiden und hingehen, wo der Vater war, und dürfte dann bei ihm sein und wäre von aller Erdnoth befreit und ich mit meinen drei kleinen Geschwistern, wir wären dann allein, elternlose Waislein, und müßten auseinander gehen, müßten einander verlassen. Da lag ich auf den Knien vor der Mutter Bett und weinte bitterlich und betete aus inbrünstigem Herzen zu Gott, daß er mir meine Mutter erhalte, und ich versprach theuer und heilig in kindlicher Liebe, daß ich die Mutter zeitlebens nie verlassen wolle. Gott erhörte mein Gebet; Gott erfüllte meine heißen Wünsche. Langsam genas die Mutter. Und wie das Fieber nachließ, wie die Kräfte langsam sich mehrten, da konnte sie nun weinen über Vaters Tod und das Weinen wollte kein Ende nehmen.

Wenn einmal nach langen, glücklichen Jahren Heimsuchung über eine Familie kommt, so ist

es manchmal, als sei es an einem schweren Schicksalschlage nicht genug, als käme nun eins auf's Andere und wollte die Trübsal nimmer aufhören. Raum war die Mutter halbwegs gesund, so wurden die kleinen Geschwister frank. Ein bösertiges Scharlachfieber suchte damals die Kinderwelt heim und nach schwerer Krankheit mußten wir unsere beiden Jüngsten hergeben, den 6 jährigen Hansli und die 5 jährige Gertrud; an einem Samstag wurde das Brüderlein begraben und 8 Tage darauf das Schwesternlein. Ach, es war uns, als sollte nie mehr Freude kommen über unser armes Haus. Ueber den blühenden Garten war ein Sturm gegangen und hatte die Blümlein geknickt und die Bäume entlaubt, daß sie traurig dastanden, gewärtig, daß ihnen die Axt an die Wurzel gelegt werde.

Und nun sah ich wohl, daß ich meiner Mutter einzige Stütze war. Das Unglück hatte uns unzertrennlich verbunden und ihre volle Kraft war gebrochen; sie war mit einem Mal eine alte Frau geworden. Niemand konnte mich jetzt von meiner Mutter trennen, ach, auch mein Gottfried nicht.

Warum auch wollte Gottfried das nicht begreifen? warum sollte ich nicht meine Liebe zwischen ihm und meiner Mutter und meinem kleinen Schwesternlein theilen können? Warum mußte er so inständig in mich dringen, mit ihm zu kommen und ihm, ganz allein ihm zu gehören? Und als ich endlich nein sagte, ganz entschieden nein und abermals nein, als ich erklärte, meine Mutter nie und nimmer verlassen zu wollen, da meinte er, ich hätte ihn nicht lieb genug und eben das wäre der Prüfstein der ehelichen Liebe, daß Eines Vater und Mutter verlassen könne. Da ist er von mir gegangen und hat an der Thüre sich umgekehrt und mit dem Finger gegen mich gezeigt und gerufen: „Margrit, dich reut es noch!“ Und er ist davon gegangen und hat mich in meinen Thränen gelassen. Gottfried hat mich treu und innig geliebt, aber er war zu stürmisch, zu heftig, zu eigenfinnig und selbstsüchtig in seiner Liebe. Ich konnte ja damals mit meiner Mutter noch nicht über meine Heiratspläne reden — wie hätte sie der Gedanke aufregen und beunruhigen

müssen! Sie war auf dem Wege, um wieder in ihrem Gemüth zur Ruhe zu kommen, wenn nur keine Störung dazwischenkam. Sie war nun gewöhnt, daß ich immer, immer bei ihr war, von Morgens bis Abends, und wenn ich nur ausging, so überkam sie eine nervöse Angst, sie würden einmal auch mich bringen auf einer schwarzen Bahre. Sie hütete mich wie ihren Augapfel, sie bat mich unter Thränen, daß ich sie nicht verlasse. Aus der Pension der Bahnverwaltung und den kleinen Ersparnissen des Vaters konnten wir das Jahr durch nicht leben. Deshalb verschaffte ich mir Näherei und konnte mit dieser Arbeit bei der Mutter sein und für den täglichen Bedarf einige Rappen verdienen. Und mit dieser Haushaltung, die selbst Mühe hatte, sich durchzubringen, mochte ich Gottfried nicht kommen, der auch kein Vermögen hatte und mit entlehntem Geld ein Geschäft beginnen wollte. So meinte ich eben, zu warten mit Heiraten auf gelegene Zeit, bis entweder ich frei würde von der Pflege der lieben Mutter, oder bis er im Stand wäre, die Mutter und das Schwesternlein mit mir in's Haus zu nehmen.

Habe ich Unrecht gethan? Nur Gott im Himmel weiß, was ich gelitten. Gottfried war fort, wieder auf die Wanderschaft, und ließ nichts von sich hören und ich mußte lernen verzichten auf meinen Herzenswunsch und auf mein Lebensglück, das ich mit so schön, so schön gedacht. Ich mußte unter schweren Kämpfen einsehen lernen, daß nicht mein Wille sollte geschehen, sondern des Vaters Wille, der mich als Stütze der Mutter gegeben hat, und ihr eine Stütze zu sein, ihr Leben zu verschönern, wenigstens zu erleichtern, das sollte jetzt meines Lebens einzige Freude sein. Damit wollte ich meinem Heiland dienen. Ob ich es gekonnt?

Bei dieser Frage blieben die Gedanken der einsamen Margrit stehen. Wenn sie daran dachte, wie sie verzichtet hatte auf ein Lebensglück, wie sie mit treuer Liebe die Mutter gepflegt, wie sie die halben Nächte über der Arbeit gesessen, damit die Mutter nicht Mangel leiden sollte, da glänzte freilich ihr Auge heller, da empfand sie die Freude, die in dem Worte des Meisters liegt: „Meine Speise ist die, daß ich thue den Willen meines Vaters.“ Da empfand sie, wie sie in treuer Ergebung heranreiste von der Braut eines Menschen zu einer

Braut Gottes. Aber, ob diese Ergebung eine willige, ob diese Freude stets eine aufrichtige war? O nein, das schwache Menschenherz hat oft gezittert und der frühe Morgen traf die Margrit oft in Thränen und die Gedanken schweiften von der Mutter Seite und vom Nähzeug weit weg, der Straße nach, auf der Gottfried gezogen, weit in die Ferne; die Gedanken suchten ihn in Dorf und Stadt, ihn zu fragen, ob er ihr treu sei, ihn anzuflehen, daß er sein Gritli nicht verlasse, daß er komme und es zu sich nehme mit der Mutter und dem Schwesternlein und ihm tragen helfe.

Margrit hatte geglaubt, man könne tauschen zwischen der Liebe zum Bräutigam und der Liebe zu der Mutter, man könne auf das eine verzichten, um sich voll und ganz dem andern zu widmen. Margrit mußte lernen, daß das Menschenherz nicht so beschaffen ist, daß Liebe sich nicht wie ein Unkraut ausreißen und wegwerfen läßt, daß Liebe sich mit allen feinen Würzelchen festwurzelt in der Menschen Gemüth und immer fester sich klammert, wennemand daran reißen möchte. Margrit mußte lernen, daß der äußere Druck schwerer Verhältnisse, daß vermehrte Pflichten die Liebe nicht vergessen lassen, sondern das Herz nur nach der Liebe bedürftiger machen.

So hatte Margrit ihrer Mutter treu gedient und hatte sie endlich gepflegt auf ihrem letzten Krankenlager. Denn die Schicksalsschläge hatten ihre Kraft gebrochen und ein unheilbares Lungenleiden ließ allmälig ihr Leben erlöschen, wie ein Lichtlein, dem die Nahrung fehlt. Indessen war das jüngere Schwesternlein der Schule entwachsen und es war ihm besser, in einen Platz zu gehen, um sein Leben durchzubringen. Auch Margrit hätte gerne einen Dienst angenommen, allein jetzt wäre sie noch zu schwach gewesen. Erst jetzt, wo die Mutter zur Ruhe gebettet war, wo das anstrengende Nachtwachen aufhörte, machte sich bei Margrit die Ermüdung recht fühlbar. Es war aber auch Schlag auf Schlag gekommen: Der Tod des Vaters, die Krankheit der Mutter, der Tod der Geschwister und der zornige Abschied Gottfrieds. Aber mehr als das Alles hatte an ihr gelehrt, daß sie ihren Gottfried nicht vergessen und nicht verschmerzen konnte. Die Glieder waren so schwer geworden, die Augen so müde, das Leben so freudlos.

So saß Margrit da an jenem warmen, schönen Sonntagnachmittag. Die warme Sonne hat ihr gut, aber sie möchte nicht hinausgehen, sie wollte allein sein. Die Stille hat ihr gut, und wie es draußen auf der Gasse still geworden und wie ausgestorben war und ein Bienlein summte, gegen ihr Fenster zu und wieder weg flog und wieder kam, da sank ihr Haupt auf den Arm, der mit gefalteter Hand auf dem Fenstersims lag, und die Augen schlossen sich und der gütige Gott schenkte der armen Seele ruhigen Schlaf. Da träumte ihr von ihrem Gottfried. Ihr träumte, er habe sie noch immer lieb und sei gewandert weit, weit her, Tag und



Nacht, und komme, sie heimzuholen, und jetzt biege er dort um die Ecke und jetzt schaue er herauf, so lieb und gut und treu, wie damals, als er zum ersten Male in die Fremde zog, und er strecke die Hände aus gegen sie und wolle zu ihr kommen und rücke doch immer weiter fort in die Ferne.

Da erwachte sie mit einem Aufschrei. Auf ihrer Schulter lag eine Hand, und wie Margrit erschreckt sich wendet, steht Gottfried vor ihr, wirklich und leibhaftig. Sie liegen sich in den Armen und halten sich fest umschlungen.

Und jetzt sitzen sie zusammen im Stübchen und haben einander so viel, so viel zu erzählen, und immer hieß es bei Beiden: ich hatte dich nicht vergessen, ich konnte von dir nicht lassen. „D

Gottfried, hättest du doch nicht gezweifelt an meiner Liebe! hättest du doch auch dein Opfer gebracht der Kindesliebe, die ich schuldig war; hättest du mir doch geholfen, das Kreuz tragen, das mir zu schwer war; hättest du warten können! Jetzt hast du warten müssen und jetzt mußt du noch einmal warten. Sieh, Gottfried, meine magern Hände, sieh meine blässen Wangen; so willst du mich nicht als Frau. Du willst dein Gritli, wie du es verlassen hast, und dein Gritli will ich werden, und wenn du wieder da bist und mir treu bleibst und ich dein Weib darf werden, dann werde ich wieder gesund und Lebensmuth und Lebenskraft strömt wieder durch meine Adern und ich kann dir dienen, so lange ein Tropfen Blut in mir ist. Aber jetzt warte, bis ich nicht mehr so schwach bin, und wenn du dein Haus und deine Werkstatt eingerichtet hast, dann ist auch mein Husten wieder vorbei, weißt, das ist ein Husten vom langen Winter her und vom Krankenbett der Mutter und vom Nachtwachen. Der Husten vergeht wieder, wenn die Sommerwärme kommt; o wie that mir heute die Frühlingssonne gut. Und meine Sonne bist jetzt du und dein Augenpaar, und hier an deiner Seite, da will ich wieder genesen.“

Die Werkstatt wurde eingerichtet in der Vorstadt, wo Margrit wohnte, und eine bescheidene, niedliche Wohnung gemietet. Aber bei Margrit besserte der Husten nicht. Margrit lag in ihrem Kämmerlein im Bette; sie war zu schwach geworden. Ihr Schwesternlein pflegte sie und täglich kam Gottfried zu Trost und Aufrichtung. Und Margrit tröstete ihren Gottfried, daß sie doch wieder werde gesund werden und dann zu ihm komme. Eines Abends, als er sie besuchte, war ihr Atem schnell und fliegend und am Morgen hatte Margrit ausgelitten und ihrem Gottfried Lebewohl gesagt.

Gottfried zimmerte ihr Brautkämmerlein, schön ausgestattet und weich gepolstert. Wenige folgten dem Sarg. Der Gemeindekassier fand es gut, daß sie hat sterben können, sonst hätte da am Ende die Gemeinde noch unterstützen müssen, es habe ihn längst Wunder genommen, wie sie sich mit ihrem Nähen habe durchbringen mögen.

Auf dem Grabe lag zuweilen ein frischer Kranz von dem Schwesternlein und zuweilen sah



man nach Feierabend einen einsamen Mann dort weinen. Ein Fliederbusch wuchs fröhlich auf und trieb seine Blüthen und beschattete ein kunstvoll geschnitztes Kreuz aus Eichenholz, auf dem die Worte eingegraben standen:

„Die Liebe hört nimmer auf.“

Globus — Columbus.

In einer Gemeinde im untersten Winkel des Freiamtes wurde der Präsident der Schulpflege von der obersten Schulbehörde aufgefordert, beförderlichst für Anschaffung eines neuen Globus als Lehrmittel der Oberschule zu sorgen. Voller Täubi über diesen kostbaren Auftrag rannte der gute Mann in die Schule und machte dort vor der gesamten Schuljugend dem Lehrer Vorwürfe: „er sei Schuld daran, daß die Gemeinde jetzt einen neuen Columbus haben müsse.“ Allgemeine Heiterkeit!

Vorausgeahnetes Resultat.

M a n n : „Na, adieu, Frau, ich will noch mit Freund Meier ein paar Stunden auf die Jagd gehen.“

F r a u : „Weißt Du, lieber Mann, auf dem Heimwege gehe doch über den Markt, da kannst Du mir gleich einen schönen Hasen mitbringen.“

Kind oder Topf.

(Z' erst gäbig und deh schäbig.)

Der edle Stammhalter des Bankiers Laonsohn ist mit dem Kopfe in einem Honigtopf, den er ausschlecken wollte, stecken geblieben. Sofort wird nach dem ersten Chirurg geschickt. Dieser trifft auch sogleich ein. „Helfen Se, helfen Se, Herr Doktor, retten Se mir mein Kind, und sollte mir's d's halbe Vermögen kosten — nor helfe Se dem Engelche!“ ruft der geängstigte Vater. „Nichts leichter als das“, sagte der Arzt, „bitte nur um einen Hammer.“ B a n k i e r : „Ach, halte Se, Herr Doktor, halte Se ein!“ D o c t o r : „Seien Sie beruhigt, es geschieht dem Kinde nichts, ich bin vorsichtig.“ — B a n k i e r : „Net dessentwege, aber, Herr Doktor, könnte Se net operire, daß das Töpche ganz bleibt? es wär' schad', es is noch wie neu.“

Muster von Deutlichkeit.

Hiemit thue ich Ihnen zu wissen, daß der nasse Tabak, welchen Sie mir zu naß gesandt haben, ein wenig zu naß ist; ein wenig dürfte er wohl naß sein, aber allzu naß ist zu naß.

Feinste Bedienung.

„Löwenwirthin, die Eierspeise ist aber doch aus lauter frischen Eiern bereitet?“ — „O Herr Rath, die Eier sind eigens für Sie gelegt worden!“

Das verunglückte Inserat.

Ein junges Fräulein erscheint im Bureau eines vielgelesenen Blattes und berichtet im Voraus die Gebühr für folgende Anzeige: „Ein gebildetes Fräulein von Stande wünscht eine Gouvernante stelle hier oder in der Umgegend gegen vollkommenen Unterhalt zu versehen. Auskunft ertheilt aus Gefälligkeit Dr. Mekger am Steinwall Nr. 8.“

Allein Gott Bacchus regiert sowohl Sezerei als Korrektor und andern Tags erscheint folgendes Inserat: „Ein eingebildetes Fräulein vom Lande wünscht eine Gouvernante stelle hier oder in der Umgegend gegen vollkommene Unterhaltung zu erstehen. Auskunft ertheilt aus Geselligkeit der Mekger im Schweinstall Nr. 8.“